

Charles Horton Cooley: Human Nature and the Social Order¹

Frithjof Nungesser

(naturalistisch-kulturalistisches Emotionsverständnis, Intersubjektivität, looking-glass self, Scham, Stolz, Primärgruppe, emotionale Sozialisation, Pragmatismus, symbolischer Interaktionismus)

1. Einleitung

Bei Charles Horton Cooley (1864-1929) handelt es sich um eine derjenigen soziologischen Gründertypen, die Emotionen entscheidenden Wert bei der Erklärung sozialer Prozesse zusprechen – und zwar nicht, wie bei manch anderem Klassiker, als präsoziale Variable, irrationaler Störfaktor oder residuales Handlungsmotiv, sondern als soziokulturell geprägte, für jeden Handlungsvollzug relevante und damit soziologisch stets zu beachtende Erklärungsgröße. Aus emotionssoziologischer Sicht können hierbei insbesondere drei Theoriebereiche als wichtig und innovativ gelten, die im Weiteren auf Grundlage von Cooleys erstem soziologischen Hauptwerk *Human Nature and the Social Order* dargestellt werden sollen. Dieses wurde im Jahr 1902 veröffentlicht und 1922 in einer überarbeiteten Fassung erneut aufgelegt.² Erstens entwickelt Cooley wichtige Argumente bezüglich der anthropologischen – affektiven wie sozialkognitiven – Voraussetzungen von intersubjektiven Prozessen. Soziologisch relevant ist hierbei vor allem, dass diese anthropologischen Voraussetzungen von Sozialität – darunter auch ›instinktive Emotionen‹ – im Zuge der Sozialisierung wiederum eine spezifische sozial-kulturelle Form annehmen. Seine Natur ermöglicht dem Kind, die für seine Lebens- und Handlungsfähigkeit unverzichtbare Aneignung seiner soziokulturellen Umwelt. Es kommt zu einer – wie Habermas in einem vergleichbaren Fall formulierte – »Individuierung durch Vergesellschaftung«. Zweitens zeigt Cooley, dass jede Interaktion auf der Entwicklung der genannten intersubjektiven Fähigkeiten, vor allem auf der Übernahme der Perspektive anderer, beruht; und dass infolge der steten Imagination der Perspektive und Beurteilung anderer jede Handlung von hieraus resultierenden Emotionen begleitet wird. Es sind besonders die hieraus folgenden Beschreibungen der emotionalen Dynamik intersubjektiver Prozesse und deren Relevanz für Persönlichkeit und Selbstbild der Individuen, die in der Soziologie und Sozialpsychologie wirkmächtig geworden sind. Damit steht Cooley am Anfang einer emotionssoziologischen Traditionslinie, der beispielsweise auch Erving Goffman, Arlie Hochschild oder Thomas Scheff zugerechnet werden können. Drittens berücksichtigt Cooleys Soziologie, dass nicht alle Perspektiven von anderen in gleichem Maße relevant sind, sondern bestimmten Personen, vor allem der Primärgruppe (z. B. die Kernfamilie), besondere Bedeutung für die Entwicklung und damit auch die emotionale Sozialisation zukommt. An diese Überlegungen schließen dann Cooleys makrosoziologische, demokratietheoretische und ethische Gedankengänge an.

Wie auch andere frühe amerikanische Sozialwissenschaftler bewegt sich Cooley auf einem aus heutiger Sicht höchst interdisziplinären Terrain, auf dem sozialphilosophische, evo-

- 1 Für hilfreiche Hinweise und Anregungen danke ich Andreas Pettenkofer, Katharina Scherke und Stephan Moebius.
- 2 Vgl. Cooley 2009 [1902/22]. Seitenverweise ohne weitere Angaben beziehen sich auf diese Studie.

lutionstheoretische, sozial- und entwicklungspsychologische sowie soziologische Konzepte stetig ineinandergreifen. Hinzu kommen bedeutende belletristische Referenzpunkte: Die transzendentalistischen Schriften Ralph Waldo Emersons und Henry David Thoreaus, die Werke Shakespeares und Goethes sowie die autobiographischen Essays Montaignes, Emersons oder Walter Paters dienen zugleich als Inspiration, introspektives ›Material‹ und stilistisches Vorbild (vgl. v. a. Jacobs 2006: Kap. 5 und 6). Es ist die kreative Synthese dieser vielfältigen Einflüsse, die Cooleys *Ceuvre* einen unverwechselbaren Charakter verleiht.

Obwohl sich eine Vielzahl disziplinärer Perspektiven in seinem Werk verbindet, betrachtete sich Cooley selbst als Soziologen.³ Dieser Umstand verhinderte aber nicht, dass Cooley (wie auch andere pragmatistisch geprägte Autoren) in der Nachkriegssoziologie weitgehend in Vergessenheit geriet und – wie George Herbert Mead – erst später zum soziologischen Klassiker erklärt wurde (vgl. Coser 1971; Joas 1980). Gerade mit Mead, dessen Überlegungen teilweise markante Ähnlichkeiten zu Cooleys Studien aufweisen, wird er seitdem häufig verglichen, wobei ersterer stärker rezipiert wird und der Anschluss an Cooley – wenn überhaupt – meist sehr selektiv erfolgt und auf wenige Kernkonzepte wie das Spiegel-Selbst (›looking-glass self‹) und die Primärgruppe (›primary group‹) beschränkt bleibt (vgl. Jacobs 2006: xiv, 2f.).⁴

2. Emotionssoziologische Implikationen von Cooleys »Human Nature and the Social Order«

2.1 Instinktive Emotionen

»We have come in recent years to look upon all questions of human life from an evolutionary point of view.« Mit diesen Worten beginnt Cooley sein Hauptwerk *Human Nature and the Social Order*. Dem entsprechend, so Cooley, müssen alle Facetten der menschlichen Natur aus einer naturgeschichtlichen Perspektive betrachtet werden.⁵ Nur so ließe sich die evolutionäre Eigenheit des Menschen verstehen. Diese besteht nach Cooley zunächst darin, dass menschliches Verhalten im Gegensatz zu dem anderer Tiere nicht durch Instinkte erklärt werden kann (19ff.). Während diese mit einem genetisch fixierten Komplex von Instinkten geboren werden und dadurch von Beginn an eine hohe Verhaltenssicherheit zeigen, werden Menschen als hilf-

3 Im Gegensatz zu anderen dem Pragmatismus zugeordneten Autoren wie John Dewey oder William James, von denen er stark beeinflusst war (vgl. Schubert 1995: 134ff.; Jacobs 2006: 80ff.), und im Unterschied auch zu George Herbert Mead verstand sich Cooley also nicht als Philosophen und/oder (Sozial)Psychologen. Seine ausgeprägte Schüchternheit und Zurückgezogenheit verhinderte nicht, dass er zu einer wichtigen Figur in der damaligen soziologischen Landschaft wurde (vgl. Schubert 1998: 1). Unter anderem war er Mitbegründer der American Sociological Society (heute Association) im Jahr 1905. Zur Biographie Cooleys vgl. Jandy 1942.

4 In den letzten Jahren wurden zwei umfassende und in Teilen durchaus abweichende Darstellungen von Cooleys Werk vorgelegt (vgl. Schubert 1995; Jacobs 2006). Zudem erschienen einige kleinere Arbeiten zu Cooley (vgl. als Übersicht Jacobs 2006: 1, 51). Vor allem der Vergleich mit Mead ist Thema verschiedener Untersuchungen (vgl. z. B. Schubert 2006, Jacobs 2009, Wiley 2011). Die Frage nach ihrer persönlichen und intellektuellen (Nicht-)Beziehung bleibt wohl ein nicht vollkommen auflösbares Rätsel der Soziologiegeschichte (für unterschiedliche Einschätzungen siehe Morris 1967: xiii; Cook 1993: 199; Joas 1980: 214; Jacobs 2006: 80; Wiley 2011).

5 Dieser Bezug auf Darwin und die Evolutionstheorie ist für die damalige amerikanische Soziologie durchaus typisch. Allerdings unterscheiden sich diese Anschlüsse erheblich (vgl. Schubert 1995: 112–122). Cooleys Sichtweise ist stark von Dewey und dessen idealistische Darwin-Interpretation beeinflusst worden (vgl. Jandy 1942: 83–88; Schubert 1995: 134ff.; Jacobs 2006: 80ff.).

lose und hochgradig plastische Wesen geboren, die zunächst über keine bewährten Verhaltensschemata verfügen, aber im weiteren Verlauf der Ontogenese eine Vielzahl von Handlungsweisen erlernen können.⁶

»The difference is in teachability or plasticity. The mental outfit of the human child is above all things teachable, and therefore, of course, indefinite, consisting not of tendencies to do particular things that life calls for, but of vague aptitudes or lines of teachability that are of no practical use until they are educated.« (19)⁷

Trotz dieser Betonung der Plastizität vertritt Cooley keine *tabula rasa*-Anthropologie (vgl. auch Schubert 1995: 167ff.). Menschliches Verhalten ist ihm zufolge weder biologisch determiniert noch wird es dem Menschen kulturell eingeschrieben als wäre dieser ein weißes Blatt Papier. Stattdessen eignet sich das menschliche Kind die kulturell institutionalisierten Verhaltensweisen mittels eines aktiven und impulsiven Lernprozesses an. »Instinktive Emotionen« (»instinctive emotions« oder auch »dispositions«) nehmen nach Cooley in diesem Zusammenhang eine wichtige Funktion ein (24ff.). Obwohl »instinktive Emotionen« einige Merkmale mit den »wirklichen« Instinkten gemein haben – sie sind universal, artübergreifend und verbunden mit charakteristischen physiologischen Reaktionen –, handelt es sich nicht um Instinkte im Vollsinn, denn sie lösen keine angeborenen Verhaltensmuster aus. Stattdessen handelt es sich um affektiv besetzte, aber zu Beginn gänzlich ungerichtete Impulse, die das menschliche Handeln motivieren, aber nicht determinieren.⁸ Ihre Ausrichtung erfahren sie erst durch Interaktion mit der sozio-kulturellen Umwelt:

»[A]ll such dispositions [...] are rapidly developed, transformed, and interwoven by social experience, giving rise to a multitude of complex passions and sentiments [...]. Indeed, as these change very considerably with changes in the social life that moulds them, it is impossible that they should be defined and finally described.« (27)

-
- 6 Die Nähe dieser für den Pragmatismus typischen anthropologischen Überlegungen zu denen der Philosophischen Anthropologie, insbesondere zu Arnold Gehlen, ist unverkennbar. Während Gehlen, der ebenfalls stark vom Pragmatismus beeinflusst war, den Menschen aufgrund dieser im Vergleich zum Tier relativen Plastizität und Weltoffenheit allerdings zum Mängelwesen erklärte und aus seiner Anthropologie schlussendlich ultrakonservative oder gar totalitäre Schlussfolgerungen zog, zeichnet Cooley ein freundlicheres Bild und formuliert schließlich eine Demokratietheorie.
- 7 Allerdings dienen »Mensch« und »Tier« in Cooleys Werk in gewisser Weise als Idealtypen, die dabei helfen das Spezifische an der menschlichen Natur überdeutlich hervorzuheben. Andererseits räumt er aber beispielsweise ein, dass »there is no sharp line in the matter of teachability between man and the other animals.« (22).
- 8 Mit der Veranlagung zu Wut, Angst, Mutterliebe, sexueller Liebe, Selbstbehauptung und Macht benennt Cooley sechs dieser instinktiven Emotionen (vgl. 25). Mit diesem Konzept positionierte sich Cooley in einer heute terminologisch vielleicht befremdlichen, zum damaligen Zeitpunkt aber überaus bedeutenden und intensiven Debatte. Um die Jahrhundertwende wurde eine Vielzahl von Instinkttheorien diskutiert, die unterschiedliche Instinktkataloge präsentierten (teils umfassten diese Dutzende oder gar Hunderte Instinkte). Von frühen Ausnahmen wie etwa Franz Boas abgesehen, wurden diese Theorien erst in den 1920er Jahren Ziel von massiver Kritik (vgl. Collier et al. 1991: 32-34; Degler 1991: 157ff.). Auch die verschiedenen pragmatistischen Autoren waren in dieser Hinsicht lange unentschlossen (vgl. z. B. Dewey 1917: 268 im Gegensatz zu Dewey 2002 [1921]: 89f.). Erst Ellsworth Faris formulierte im Jahr 1921 eine klare pragmatistische Absage an die Instinkttheorie (Faris 1921).

Für Cooley sind Emotionen demnach sowohl Auslöser für als auch Resultat der Interaktion mit der Umwelt. Eine direkte Erklärung von menschlichem Verhalten durch Instinkte lehnt er daher als ›partikularistischen Fehlschluss‹ ab (29). Denn erst im Laufe der Enkulturation erhalten diese Impulse ihre Gerichtetheit und werden verfeinert. Sie werden in diesem Prozess allerdings nie vollkommen ›domestiziert‹, sondern bleiben in gewissem Maße widerspenstig und damit stets ein potentieller Quell von Kreativität und Wandel. Wie seine Anthropologie im Allgemeinen kann demnach auch seine Emotionstheorie im Speziellen als Verbindung von naturalistischen und kulturalistischen Argumentationselementen charakterisiert werden. Kulturelle und natürliche Evolution – oder, wie Cooley sie nennt, »social transmission« und »heredity« – sind demnach verschränkt »to a total organic process not separable into parts.« (15) Natur und Kultur sind nicht antagonistisch, sondern komplementär. Kulturalität und Geschichtlichkeit sind organischer Teil der menschlichen Natur und damit auch von Emotionen (vgl. 34).

2.2 *Soziabilität und Sympathie – die Grundlagen menschlicher Intersubjektivität*

Erst indem sie sich ihre kulturelle Umwelt aneignen, können Kinder ihre affektiven und kognitiven Fähigkeiten entwickeln. Diese werden also nicht nur durch dieses Umfeld induziert und ermöglicht, sondern haben selbst eine kulturell spezifische Form. Folglich entfaltet sich auch die affektive Identität des Kindes erst durch aktive und kreative Einarbeitung sozio-kultureller Bestände. In einem solchen Prozess sind ›Individuelles‹ und ›Gesellschaftliches‹ untrennbar verschränkt. Dies ist der Grundgedanke von Cooleys »organic view«, dem zufolge das Individuum und die Gesellschaft nur als zwei Aspekte eines Ganzen zu betrachten sind (35ff.). Nach Cooley ist es die menschliche Fähigkeit zur Kommunikation, die diese organische Beziehung ermöglicht. Erst durch sie kann ein menschlicher Organismus zu einem Menschen werden: »Without communication the mind does not develop a true human nature, but remains in an abnormal and nondescript state neither human nor properly brutal.« (Cooley 2005 [1909]: 62) Kommunikation wird hierbei verstanden als »the mechanism through which human relations exist and develop – all the symbols of the mind, together with the means of conveying them through space and preserving them in time.«

Sie umfasst folglich Mimik, Gestik und sprachliche Zeichen genauso wie Printmedien, Telefone und Massentransportmittel (vgl. 61).

Warum aber sind Menschen überhaupt zu dieser naturgeschichtlich neuen Art von Kommunikation fähig? Zwei eng verbundene, aber unterschiedliche intersubjektive Prozesse scheinen nach Cooley hierfür entscheidend zu sein. Zum einen das, was er »Soziabilität« (»sociability«) nennt (vgl. 81-135). Damit bezeichnet er zunächst einmal das basale Streben nach stimulierenden sozialen Eindrücken und die Empfänglichkeit für Berührungen, Stimmlagen und körperlichen Ausdruck, ferner die Freude an der Anwesenheit und Aufmerksamkeit anderer Menschen, später aber auch die Bereitschaft, die Gedanken und Gefühle anderer zu imaginieren (vgl. 5, 84, 103). Diese rezeptive Seite wird jedoch durch eine expressive ergänzt, die sich in dem Drang äußert, die eigenen Eindrücke, Gefühle und Gedanken mit anderen zu teilen. Von zentraler Bedeutung ist zum anderen die menschliche Fähigkeit zur »Sympathie« (»sympathy«) (vgl. 136-167). Cooley möchte diesen Begriff allerdings nicht gleichbedeutend mit ›Mitgefühl‹ oder ›Anteilnahme‹ verstanden wissen (wie es der englische Begriff heute nahelegt), sondern beansprucht, ihn in einer »emotional farblosen« (vgl. 136) Weise zu ver-

wenden. Demnach bezeichnet der Begriff »[the] entering into and sharing the minds of other persons«, »[the] sharing of any mental states that can be communicated« (vgl. 136).⁹ Sympathie meint also das Verstehen durch das Hineinversetzen in den Anderen.

Auch wenn Cooleys Argumentation zu wenig systematisch und teils widersprüchlich ist, lässt sich sein Gedankengang doch dahingehend rekonstruieren, dass er mit den Begriffen ›Soziabilität‹ und ›Sympathie‹ zwei unterschiedliche Prozesse erfassen möchte, die sich im Laufe der Ontogenese verschränken (vgl. z. B. 87, 103, 136). ›Soziabilität‹ – der Drang mit anderen in Kontakt zu kommen (ob imaginär oder ›real‹) – scheint hierbei die affektiv-motivationale Basis menschlicher Intersubjektivität zu bezeichnen, während ›Sympathie‹ die hierfür notwendige sozial-kognitive Fähigkeit darstellt.¹⁰ Die Ausführungen zu ›Soziabilität‹ und ›Sympathie‹ beschreiben demnach keine spezifischen sozialen Gefühle, sondern die humanspezifische mentale Infrastruktur, die der Motivation zu und der Möglichkeit von Rollenübernahme, Verstehen und Kommunikation zugrunde liegt. Erst hierauf aufbauend ist eine spezifische Emotion wie Mitleid überhaupt erst möglich:

»When I feel sorry for a man in disgrace«, so Cooley, »it is, no doubt, in most cases, because I have imaginatively partaken of his humiliation; but my compassion for him is not the thing that is shared, but is something additional, a comment on the shared feeling.« (137)

Mitleid ist in dieser Situation also *eine* mögliche Reaktion. Die imaginäre Teilhabe an der Schande und Erniedrigung der anderen Person könnte aber – je nach Situation – ebenso auch Scham, Schadenfreude oder Wut auslösen.

2.3 Emotionen und reflexive Rollenübernahme – das looking-glass self

›Soziabilität‹ und ›Sympathie‹ liegen nach Cooley nicht nur Fremdverstehen, Empathie und der emotionalen Reaktion auf andere Personen zugrunde. Auch für die eigene Persönlichkeit und das Selbstbild sind diese Fähigkeiten entscheidend. Cooleys wahrscheinlich bekanntestes Konzept des *looking-glass self* – des ›Spiegel-Selbst‹ – ergibt sich aus diesem Gedanken. Demnach resultiert unser Selbst aus einem dreistufigen Prozess (vgl. 184f.): Treffen wir auf

9 Diese Verwendung des Begriffs ›Sympathie‹ wurde wahrscheinlich von der schottischen Moralphilosophie, v. a. von Adam Smith, beeinflusst, was Cooley aber nicht explizit macht (vgl. Jacobs 2006: 23ff.).

10 Cooley klärt das Verhältnis der beiden Prozesse nicht. Während die ›Soziabilität‹ in Kapitel III von *Human Nature and the Social Order* behandelt wird, im weiteren Verlauf aber kaum eine Rolle mehr zu spielen scheint, kommt der ›Sympathie‹ erst ab Kapitel IV zentraler Stellenwert zu. Erschwert wird das genaue Verständnis von Cooleys Intersubjektivitätstheorie zudem dadurch, dass sein Gebrauch des Begriffs ›sympathy‹ entgegen seinem Anspruch (136, 158f.) keineswegs durchgängig ›emotional farblos‹ ist. Vielmehr nähert sich die Bedeutung des Begriffs an vielen Stellen spezifischen Gefühlen wie Liebe und Zuneigung an (z. B. 159). Hinzu kommt, dass der Begriff auch deutlich normative Konnotationen mit sich bringt. ›Sympathie‹ stellt bei Cooley auch ein Ideal oder eine Tugend dar, so dass sich der moralische Stellenwert einer Person anhand des Ausmaßes an Sympathie, das ihn auszeichnet, feststellen lässt: »One's range of sympathy is a measure of his personality, indicating how much or how little of a man he is.« (140, siehe auch 141, 143, 217, 327). Damit kommt es notwendigerweise zu Widersprüchen, da etwa das bewusste Lügen (143) zugleich ein großes Ausmaß an neutraler und ein offensichtliches Fehlen an moralischer Sympathie voraussetzt. – Das Verhältnis von ›Sympathie‹ und ›Soziabilität‹, die Ambivalenzen im Gebrauch des ersten Konzepts sowie die Beziehungen dieser Konzepte zu den identitäts- und emotionssoziologischen Überlegungen wurden bisher in der Literatur zu Cooley zu wenig diskutiert.

ein anderes Individuum, so stellen wir uns, erstens, vor, wie dieses uns wahrnimmt. Zweitens, imaginieren wir ihre oder seine Beurteilung dieser Wahrnehmung. Diese der anderen Person zugeschriebene Beurteilung führt schließlich zu einer emotionalen Reaktion und damit zu einem bestimmten ›Selbstgefühl‹ – in den meisten Fällen Stolz oder Scham (vgl. 184, 230).¹¹ Stärke und Färbung des resultierenden Gefühls hängt wiederum vom Bild ab, das wir von der Person haben, deren Wahrnehmung wir uns vorstellen. Kennen wir diese beispielsweise als besonders mutige oder kultivierte Person, so werden wir uns eher als feige und ungehobelt wahrnehmen und daher Scham empfinden (vgl. 184). Zudem wird das Selbstgefühl stärker, wenn wir uns einem Problem gegenübersehen. Gerade bei moralischen Konflikten, rücken die Bewertung durch andere und damit auch das eigene Selbst ins Zentrum der eigenen Aufmerksamkeit (vgl. 374, 380f.).

Aus diesen Überlegungen folgt für Cooley, dass das Selbst nur als intersubjektives Phänomen zu verstehen ist. Seine Rede vom ›sozialen Selbst‹ impliziert nicht eine Teilung in einen ›sozialen‹ und ›nicht-sozialen‹ Bereich des Selbst, sondern meint das Selbst in seiner Gesamtheit (168). Es ist die kreative Synthese der imaginierten Sichtweisen der anderen auf uns selbst. Diese Sichtweisen eignet sich das heranwachsende Individuum im Zuge der zahllosen konkreten Interaktionserfahrungen im Laufe der Sozialisation an. Nach und nach werden sie auf diese Weise zu selbstverständlichen Aspekten jeder Aktivität. Da er dem Selbstbezug nicht nur eine intersubjektive, sondern auch eine emotionale Qualität zuschreibt, kritisiert Cooley zudem neben einem individualistischen auch ein über-kognitivistisches Konzept des Selbst. Mit dem ›Ich‹ ist nicht so sehr eine bestimmte Idee, sondern vor allem ein spezifisches Gefühl verbunden – »a characteristic kind of feeling which may be called the my-feeling or sense of appropriation« (vgl. 169). Für Cooley ist es vor allem die phänomenale Evidenz, die dieses Gefühls auszeichnet. Da der jeweilige ›Inhalt‹ des Selbst so wandelbar ist, kann es über den affektiven Index, der diese je unterschiedlichen Inhalte markiert, am überzeugendsten beschrieben werden (171f.). Der ›Einzugsbereich‹ dieses Gefühls ist hierbei keineswegs auf den eigenen Körper beschränkt – im Gegenteil: solch eine »vaguely material notion of personality« attackiert Cooley entschieden (vgl. 124, siehe auch 176ff.).¹² Vielmehr bezieht es sich

11 Der ›Spiegel‹ zeigt die Dinge demnach nicht so, wie sie ›wirklich‹ sind. Vielmehr spiegelt er die den anderen zugeschriebenen Eindrücke und Bewertungen, also Imaginationen. In Interaktion mit anderen und (aufgrund des dialogischen Charakters allen Denkens) uns selbst imaginieren wir also fortwährend Imaginationen. Hieraus schlussfolgert Cooley auch, dass »the imaginations which people have of one another are the *solid facts of society*.« (121) Aus soziologischer Sicht ist für Cooley daher nur das Imaginäre real (95f.).

12 Die These eines ›Ich-Gefühls‹ löst das Problem natürlich nicht. Denn auch das Wissen um die Grenzen des ›affektiven Einzugsbereichs‹ verlangt wiederum eine Art von kognitivem Kriterium. – Auch wenn sein Fokus auf diesem ›Ich-Gefühl‹ liegt, so ist dieses für Cooley nicht der einzige wichtige subjekttheoretische Aspekt. Er betont, dass auch evolutionäre und historische Untersuchungen des Selbst lohnend und wichtig sind. Er selbst vermutet, dass das ›Ich‹ aufgrund seiner »important function in stimulating and unifying the special activities of individuals« (171, s. a. 177f.) evolutionär als ›mentale Koordinierungsstelle‹ erklärt werden kann. Wie auch andere psychische Prozesse hat das Selbst nach Cooley daher eine instinktive Wurzel, wird aber nur im Laufe der Sozialisation ausgebildet und ausdifferenziert. – Cooleys Ausführungen zum ›sozialen Selbst‹ und dem ›Selbstgefühl‹ sind von James Mark Baldwin, vor allem aber von William James beeinflusst (vgl. das berühmte Kapitel »The Consciousness of Self« in dessen psychologischem Hauptwerk *The Principles of Psychology*). Allerdings würde Cooley James' Trennung zwischen einem ›social‹, ›material‹, ›spiritual‹ und ›pure self‹ ablehnen (vgl. James 1950 [1890]: 292ff.; hierzu auch Schubert 1995: 281ff.).

meistens auf Ideen, Überzeugungen oder Wünsche, aber auch auf Gruppenzugehörigkeiten, liebgewonnene Personen und persönliche Dinge (vgl. 175ff., 209ff.). Mit dem Gewebe dieser Elemente verbindet sich unser Selbstgefühl; wir verspüren eine gewisse Selbstwirksamkeit im Hinblick auf dieses, haben das Gefühl, in der Welt einen Unterschied zu machen. Wird dieses Gewebe oder eines seiner Elemente in Frage gestellt, zerstört oder beleidigt, so wird dies folglich als Angriff auf das Selbst empfunden (vgl. 172f.).

Das Selbst ist folglich nach Cooley nicht abgelöst vom ›allgemeinen Leben‹ zu denken: »What we call ›me‹, ›mine‹ or ›myself‹ is, then, not something separate from the general life, but the most interesting part of it.« (vgl. 181). Dies gilt in mehrerer Hinsicht: Erstens entnimmt es seine ›Materialien‹ – also Sprache, Ideen, Werte, Gefühle, Dinge – dem soziokulturellen Umfeld oder entwickelt sie zumindest in Auseinandersetzung mit dieser. Zweitens setzt seine Fähigkeit zur Selbstreflexivität die intersubjektive Verbindung mit den Anderen immer schon voraus. Ohne den Austausch mit anderen Menschen würde sich das Selbst nicht entwickeln; und ohne stetigen Austausch würde es früher oder später verkümmern (93ff.). Drittens bestimmt dieses intersubjektive Beziehungsgeflecht auch das Selbstgefühl. Denn Emotionen resultieren im Sinne des ›Spiegel-Selbst‹ aus der Reaktion auf die imaginierten Beurteilungen von Handlungen oder Aspekten unseres Selbst durch andere: »There is no sense of ›I‹, as in pride or shame, without its correlative sense of you, or he, or they.« (182) Allerdings müssen andere Personen hierfür nicht anwesend sein. Ihre Erwartungen und Beurteilungen sprechen mittels unserer inneren Stimme, begleiten uns stetig und konstituieren so unser Gewissen (vgl. 182, 358ff.). Sie schauen uns sozusagen fortwährend ›über die Schulter‹ – ob wir dies wollen oder nicht.

2.4 Die Primärgruppe als zentrale Instanz emotionaler und moralischer Sozialisation

Wer aber sind diese ›Anderen‹, die uns unaufhörlich beäugen? Gewiss sind es nicht beliebige andere Personen. Mehr oder weniger unbewusst selektieren wir also, wessen Bewertung wir imaginieren und welchen Stellenwert wir diesen Imaginationen einräumen (vgl. Schubert 1995: 300f.). Nur so lässt sich auch eine Distanzierung und potentielle Zurückweisung anderer Perspektiven denken. Diese Ausblendung und Distanzierung fällt allerdings umso schwerer, je näher uns die anderen Personen stehen und je mehr sie damit in unser emotionales Gewebe eingeflochten sind.

In seinem zweiten Hauptwerk *Social Organization* von 1909 beschreibt Cooley mit dem viel zitierten Konzept der Primärgruppe den wichtigsten Knotenpunkt dieses Gewebes (vgl. Cooley 2005 [1909]: 23-31).¹³ Diese Gruppen sind aus mehreren Gründen ›primär‹ – insbesondere, weil sie die erste Erfahrung von sozialer Einheit vermitteln und damit für die Primärsozialisation entscheidend sind. Die wichtigsten dieser Gruppen sind für ihn die Familie, die Peergroup, das Dorf beziehungsweise die Nachbarschaft. In diesen Gemeinschaften werden menschliche Organismen zu Menschen mit Persönlichkeit, sie fungieren als »Kinderkrippe der menschlichen Natur« (ebd.: 24). Im Zuge der hier stattfindenden regelmäßigen und intensiven *face-to-face*-Interaktion entwickelt sich auch ein starkes »Wir-Gefühl« (ebd.: 31). Kennzeichnend für die Primärgruppen ist also »the sort of sympathy and mutual identification for which ›we‹ is the natural expression. One lives in the feeling of the whole and finds the chief aims of his will in that feeling.« (ebd.: 23) Es kommt hier also zu einer starken »Interpe-

13 Vgl. zur Rezeptionsgeschichte dieses oft missverstandenen Konzepts Schubert 1995: 347ff., 354f.

netration« (ebd.: 125) der Personen, deren emotionale Gewebe unauflösbar verwachsen. Es überrascht daher nicht, dass Cooley der Primärgruppe zentrale Bedeutung für die emotionale Sozialisation zuspricht (32). Allerdings zeichnet er hierbei keineswegs ein übertrieben harmonisches Bild dieser Gruppe, sondern erkennt, dass integrierende und konfliktive Momente in diesem Prozess zusammenwirken:

»It is not to be supposed that the unity of the primary group is one of mere harmony and love. It is always a differentiated and usually a competitive unity, admitting of self-assertion and various appropriative passions; but these passions are socialized by sympathy, and come, or tend to come, under the discipline of a common spirit. The individual will be ambitious, but the chief object of his ambition will be some desired place in the thought of the others, and he will feel allegiance to common standards of service and fair play.« (Cooley 2005 [1909]: 23f.)

Auch *weil* das Individuum nach Anerkennung und einer guten Position in der Gruppe strebt, gewinnt die imaginierte Bewertung durch die anderen Mitglieder der Primärgruppe eine so große Bedeutung. Auch deswegen tendieren sie dazu, sich oft und intensiv in diese hineinzuversetzen und sich die Werte, Ideen und Gefühle der Gruppe anzueignen. Hierbei lernt das Individuum nach und nach von den Perspektiven einzelner Personen zu abstrahieren und diese zu einer generalisierten Perspektive zu synthetisieren. Der hieraus sich ergebende Bewertungsstandard bündelt sich in der Figur des ›ethical self‹ oder der ›ideal person‹ (vgl. 392ff.). Auch wenn sich diese verallgemeinerte Sicht auf das eigene Verhalten ein Stück weit von der konkreten Perspektive einzelner Bezugspersonen ablöst, bleibt sie doch sozial vermittelt (vgl. 242). Die Generalisierung ist Resultat von Interaktionsprozessen und greift auf kulturell tradierte Muster zurück. Primärgruppen fungieren innerhalb von Cooleys Sozialtheorie demnach als entscheidendes ›Scharnier‹ zwischen gesellschaftlicher Mikro- und Makroebene (vgl. Schubert 1995: 344ff.). Folglich sind sie auch maßgebliche Vermittlungsinstanz von sozio-kulturellen Emotionsbeständen und – damit eng verbundenen – gruppenspezifischen Moralvorstellungen.

Charakteristisch für Cooleys Werk ist zudem, dass diese Überlegungen sowohl auf der mikro- als auch auf der makrosoziologischen Ebene mit bestimmten normativen Vorstellungen einhergehen, die insbesondere in der zweiten Hälfte von *Human Nature and the Social Order* dargestellt werden. Teil von Cooleys Ausführungen ist daher auch das Bild einer gelungenen Sozialisation und eines ›gesunden Selbst‹, das im Spannungsfeld der intersubjektiven Dynamiken seine Balance erhält und beispielsweise das richtige Maß an Selbstliebe, Selbstbehauptung und Selbstachtung findet. Die Grundidee dieser ›sympathetischen Ethik‹ ist hierbei stets identisch: Den imaginierten Einschätzungen der Anderen soll weder zu viel noch zu wenig Bedeutung zukommen. Selbstachtung etwa kann als gelungene Balance zwischen Stolz, also der weitgehenden Zurückweisung anderer Perspektiven, und Eitelkeit, dem übertriebenen Streben nach der Anerkennung anderer, gelten (vgl. 229ff.).

Weil das Selbst organisch mit dem sozialen Umfeld verbunden ist, kann eine gelungene Sozialisation auch nur in einer guten Gesellschaft gelingen, in der etwa »Liebe, Freiheit und Gerechtigkeit« gelebt werden (vgl. Cooley 2005 [1909]: 32). Diese Werte aber entspringen nicht abstrakten Überlegungen der politischen Philosophie, sondern ergeben sich nach Cooley aus dem Leben in der Primärgruppe (vgl. ebd.: 32ff.). Gesellschaftlicher Fortschritt besteht dann darin, dass die Grenzen von Kommunikation und Sympathie stetig erweitert werden und der Einzugsbereich der Gefühle und Werte der Primärgruppe auf immer weitere Kreise ausge-

weitet wird (ebd.: 391f.). So kann die Primärgruppe Cooley zufolge zur Basis von Demokratie werden (Schubert 1995: 349ff.). In einer guten Gesellschaft nimmt das Spiegel-Selbst immer mehr Perspektiven in sich auf, das emotionale Gewebe und das ›Wir‹-Gefühl weiten sich aus, feindselige Impulse und Emotionen werden kultiviert, kontrolliert und dienen so sogar dem Wohl der Gemeinschaft (Cooley 2005 [1909]: 264ff.).¹⁴

3. Charles Horton Cooleys Relevanz für die Emotionssoziologie

Indem er ›Sympathie‹ und ›Soziabilität‹ als Grundpfeiler menschlicher Intersubjektivität bestimmt, macht Cooley nicht alle Personen zu ›Gutmenschen‹ oder ›Sensibelchen‹ (vgl. 208). Vielmehr besteht sein großes Verdienst – und damit seine Aktualität – darin, zu zeigen, dass spezifische – negative wie positive, moralisch verwerfliche wie wünschenswerte – Affekte und Gefühle überhaupt erst auf Grundlage dieser mentalen Infrastruktur möglich werden und dass sie genauso konstitutiver Teil intersubjektiver Prozesse sind wie scheinbar nicht-affektive Größen. Jede Rollenübernahme, jedes Fremd- und auch jedes Selbstverstehen verfügt folglich über eine emotionale Färbung. Diese ›Einfärbung‹ wiederum ist soziokulturell spezifisch. Jede Gesellschaft verfügt nach Cooley über eine charakteristische Form von Sympathie und über eine bestimmte tradierte Emotionskultur: »[W]e may look upon every act of sympathy as a particular expression of the history, institutions, and tendencies of the society in which it takes place.« (166) Vermittels stetiger ›Spiegelung‹ in anderen – v. a. innerhalb der Primärgruppe – eignet sich das Individuum im Laufe der Sozialisation demnach ein sozial sedimentiertes Gefühlsmuster an, das die anthropologisch vorgegebenen impulsiven wie plastischen instinktiven Emotionen ausrichtet. In Ansätzen wird hier eine Kultursoziologie der Emotionen erkennbar.

Cooleys Fokus liegt demnach keineswegs ausschließlich auf der Mikroebene. Vielmehr entwickelt er ausgehend von seinen anthropologischen Reflexionen mikro, meso- und makrosoziologische Argumente. Im Sinne seiner ›organischen Perspektive‹ und vermittelt über gruppentheoretische Figuren verbindet er hierbei anthropologische und evolutionstheoretische Einsichten mit intersubjektivitäts-, kommunikations- und identitätstheoretischen Überlegungen, um schließlich zu Schlussfolgerungen in den Bereichen der Sozialstrukturanalyse und Institutionenlehre, der Theorie sozialer Ordnung und sozialen Wandels, schließlich auch der Ethik und Demokratietheorie zu kommen. Gerade im Hinblick auf letztere entwickelt er auch deutlich normative Vorstellungen einer gelungenen Identität und einer guten Gesellschaft.

Diese Spannweite von Cooleys Soziologie wird in der Literatur immer wieder ausgeblendet. Stattdessen wird sein Werk meist auf wenige mikrosoziologische Konzepte verengt, deren Verbindungen zum Gesamtwerk weitgehend gekappt werden. Hierdurch droht Cooleys Innovativität und sein Beitrag zur Soziologie allgemein und zur Emotionsforschung im Speziellen unterschätzt oder gar vergessen zu werden.¹⁵ Ferner ist der Verweis auf die Breite des

14 Obwohl Cooley selbst auf die konflikthafter Aspekte der Primärgruppe hinweist, wirken seine demokratietheoretischen Folgerungen recht naiv. Dass ein so starker affektiver Gruppenbezug ebenso zu Konformismus oder traditionellen Herrschaftsverhältnissen sowie zu intensiver Abgrenzung und Aggressivität gegenüber anderen Gruppen führen kann, wird in den demokratietheoretischen Überlegungen jedenfalls unzureichend berücksichtigt.

15 Selbst Helena Flam, die Cooley in ihrem Überblick über die Soziologie der Emotionen den gebührenden Raum einräumt (2002: 91ff.), blendet die anthropologische Grundlegung vollkommen aus

Werks wichtig, um dessen deutlich erkennbare Schwächen angemessen zu bewerten. So kann beispielsweise kein Zweifel daran bestehen, dass das Werk von George Herbert Mead auf der grundlegenden anthropologischen und zeichentheoretischen Ebene deutlich fundierter und differenzierter ist und dass Meads in einem Nachruf auf Cooley ausformulierte Kritik an diesem inhaltlich größtenteils zutreffend ist (Mead 2009 [1930]). Behält man die generelle Anlage und die stilistischen Eigenheiten von Cooleys Werk im Auge und berücksichtigt, dass Cooley viele seiner Gedanken zeitlich vor Mead entwickelte, so relativiert sich diese Aussage allerdings merklich. Gerade aus emotionssoziologischer Perspektive muss zudem betont werden, dass Cooley hier eine Vielzahl bedeutender Konzepte in die Disziplin einbrachte, wohingegen der Stellenwert von Emotionen in Meads Werk seltsam ambivalent blieb.¹⁶

Es überrascht daher nicht, dass verschiedene Autoren die (angebliche) Ausblendung von Emotionen und damit eine ›über-kognitivistische‹ Intersubjektivitätstheorie bei Dewey und/oder Mead sowie im späteren Symbolischen Interaktionismus kritisieren¹⁷ und hierbei wiederholt Cooley als Alternative ins Spiel bringen (Jacobs 2006, 2009; Scheff 1994: 84, 2000: 88). So vertritt etwa Thomas Scheff die These, dass Cooley als Ausgangspunkt einer alternativen Traditionslinie innerhalb des Symbolischen Interaktionismus betrachtet werden kann. Diese würde nicht von Dewey und Mead ausgehen und ihre Fortführung bei Herbert Blumer und späteren Arbeiten dieser Prägung finden, sondern von Cooley zu Goffman (und schließlich zu ihm selbst) führen (Scheff 2005: 148f.). In der Tat lassen sich in den Arbeiten von Goffman oder Arlie Hochschild Grundfiguren von Cooleys Emotionssoziologie erkennen. Nach Scheff entwickelt gerade Goffman Cooleys Konzept des ›Spiegel-Selbst‹ weiter, da er nicht nur die stetige Selbstwahrnehmung und -beurteilung durch die Augen anderer und die damit verbundenen Emotionen berücksichtigt, sondern einen vierten Schritt in der intersubjektiven Dynamik zu erfassen versucht, indem er den Blick auf das *Management* der entstandenen Gefühle legt und damit das Bemühen, die Interaktionsordnung zu schützen, in den Mittelpunkt rückt (vgl. ebd., 163). Hieran knüpft wiederum Hochschild in dezidiert gesellschaftskritischer Absicht an, indem sie die ›emotionalen Folgekosten‹ dieser stetigen emotionalen Darstellungsarbeit untersucht (Hochschild 2007 [1983]; vgl. auch Neckel in diesem Band). Ein weiterer Anschlusspunkt an Cooley besteht in diesem Zusammenhang darin, dass der Emotion der

und deutet die makrosoziologischen Konsequenzen nur sehr vage an. Vergleichbare Arbeiten erwähnen ihn oft überhaupt nicht (vgl. z. B. Gerhards 1988).

- 16 Viele der vergleichenden Beiträge tendieren dazu, Mead und Cooley gegeneinander auszuspielen und suggerieren, dass man sich schlussendlich für eine Seite ›entscheiden‹ müsse. Bei Glenn Jacobs z. B. mündet dies nicht nur im Bemühen, die Rezeptionsgeschichte umschreiben zu wollen, um Cooley ›Gerechtigkeit‹ widerfahren zu lassen, sondern sogar im Vorwurf, Mead habe Cooley bewusst falsch dargestellt und bei ihm abgeschrieben (Jacobs 2006: xiv, 89ff.; 2009). Durch solche soziologiegeschichtlichen ›Grabenkriege‹ wird allerdings Entscheidendes verdeckt. Natürlich weisen Cooleys und Meads Sozialtheorien in wichtigen Punkten markante Ähnlichkeiten auf. Das ändert allerdings nichts daran, dass sie sich im Hinblick auf ihre Gesamtanlage und ihre Ziele klar unterscheiden und dass methodisch und stilistisch teils Welten zwischen ihnen liegen. Sowohl soziologiegeschichtlich als auch systematisch erscheint es daher ratsam, die Eigenheiten der beiden zu beachten, um ihren jeweiligen sozialtheoretischen und auch emotionssoziologischen Beitrag würdigen und weiterentwickeln zu können.
- 17 Vgl. als frühes Beispiel für diesen Vorwurf Gerth/ Mills (1970 [1953]: 14); siehe auch Scheff (1994: 84), Jacobs (2006: 65) oder Wiley (2011). Bei Dewey verwundert der Vorwurf allerdings, da dieser schon in seinem Frühwerk versuchte, Emotionen in seine Handlungstheorie einzuarbeiten. Auch bei Mead spielen Affekte – entgegen der weit verbreiteten Einschätzung – durchaus eine Rolle, wengleich sich diese wandelt und schlussendlich ungeklärt bleibt (vgl. Pettenkofer i. E.).

Scham und verwandten Gefühlen wie Peinlichkeit oder Verlegenheit zentrale Bedeutung für die Aufrechterhaltung der Interaktionsordnung zugeschrieben wird. Diesen Prozess hat Goffman wiederholt in eindrücklicher Weise beschrieben (vgl. Knoblauch/Herbrich in diesem Band). Scheff betont aber, dass die Grundidee schon in Cooleys Ausführungen zum *looking-glass self* angelegt war, wo Scham, aber auch Stolz, wiederholt als maßgebliche Regulationseemotionen des sozialen Miteinander präsentiert wurden (vgl. z. B. 184, 291). Diese Grundidee versucht Scheff in seinen Arbeiten zu systematisieren, in denen Scham und Stolz als die beiden maßgeblichen sozialen Emotionen präsentiert werden (vgl. z. B. Scheff 1994: 15ff.; 2000: 87f.; siehe auch Adloff in diesem Band).

Obwohl Scheffs alternative ›Genealogie‹ eher eine retrospektive Konstruktion ist,¹⁸ wirkungsgeschichtlich nicht überzeugen kann und ihm selbst zudem ein Stück weit der Selbststilisierung dient, so ist sie systematisch doch nicht unplausibel. Zumindest demonstriert sie, dass selbst eine selektive Rezeption von Cooley für eine bedeutende und lebendige Strömung innerhalb der aktuellen Emotionssoziologie substantielle Bedeutung hat. Es bleibt abzuwarten, ob eine breitere Kenntnis von Cooleys Soziologie der aktuellen Emotionsforschung weitere Impulse zu geben vermag.

Literatur

- Abbott, Andrew D. (1999): *Department & Discipline. Chicago Sociology at One Hundred*. Chicago: University of Chicago Press.
- Collier, Gary/ Minton, Henry L./ Reynolds, Graham (1991): *Currents of thought in American social psychology*. New York/ Oxford: Oxford University Press.
- Cooley, Charles Horton (2005 [1909]): *Social organization. A study of the larger mind*. New Brunswick, NJ: Transaction Publ.
- Cooley, Charles Horton (2009 [1902/22]): *Human nature and the social order*. 7. Ausg. New Brunswick, NJ: Transaction Publ.
- Coser, Lewis A. (1971): *Masters of Sociological Thought. Ideas in Historical and Social Context*. New York u. a.: Harcourt Brace Jovanovich.
- Degler, Carl Neumann (1991): *In Search of Human Nature. The Decline and Revival of Darwinism in American Social Thought*. New York/ Oxford: Oxford University Press.
- Dewey, John (1917): *The Need for Social Psychology*. In: *Psychological Review* 24: 266–277.
- Dewey, John (2002 [1921]): *Human nature and conduct*. Mineola N.Y.: Dover Publications.
- Faris, Ellsworth (1921): *Are Instincts Data or Hypotheses?*. In: *American Journal of Sociology* 27: 184–198.
- Flam, Helena (2002): *Soziologie der Emotionen. Eine Einführung*. Konstanz: UVK.
- Gerhards, Jürgen (1988): *Soziologie der Emotionen. Fragestellungen, Systematik und Perspektiven*. Weinheim: Juventa.
- Gerth, Hans/ Mills, C. Wright (1970 [1953]): *Person und Gesellschaft. Die Psychologie sozialer Institutionen*. Frankfurt am Main/ Bonn: Athenäum.
- Hochschild, Arlie Russell (2007 [1983]): *The managed heart. Commercialization of human feeling*. Berkeley: University of California Press.
- Joas, Hans (1992): *Von der Philosophie des Pragmatismus zu einer soziologischen Forschungstradition*. In: Ders.: *Pragmatismus und Gesellschaftstheorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 23–65.
- Joas, Hans (2000 [1980]): *Praktische Intersubjektivität. Die Entwicklung des Werkes von George Herbert Mead*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

18 Inwieweit der Symbolische Interaktionismus pragmatistisches Gedankengut aufnimmt und weiterentwickelt, ist allerdings genauso umstritten wie der jeweilige Einfluss von Mead und Cooley auf diese soziologische Strömung. Vgl. für unterschiedliche Einschätzungen z. B. Joas 1992: 23–65; Abbott 1999: 4–33; Scheff 2005; Jacobs 2009.

- Jacobs, Glenn (2006): Charles Horton Cooley. *Imagining Social Reality*. Amherst: University of Massachusetts Press.
- Jacobs, Glenn (2009): Influence and Canonical Supremacy. An Analysis of How George Herbert Mead Demoted Charles Horton Cooley in the Sociological Canon. In: *Journal of the History of the Behavioral Sciences* 45(2): 117-144.
- James, William (1950 [1890]): *The Principles of Psychology*. Volume I. New York: Dover.
- Jandy, Edward C. (1942): Charles Horton Cooley. *His Life and His Social Theory*. New York: Dryden Press.
- Mead, George Herbert (2009 [1930]): Cooley's Contribution to American Social Thought. In: Charles Horton Cooley: *Human nature and the social order*. 7. Ausg. New Brunswick, NJ: Transaction Publ., S. xxi-xxxviii.
- Morris, Charles (1967 [1934]): Introduction. In: George Herbert Mead: *Mind, Self & Society*. From the Standpoint of a Social Behaviorist. Hg. von Charles Morris. Chicago: The University of Chicago Press, S. ix-xxxv.
- Pettenkofer, Andreas (i.E.): Von der Situation ergriffen. Emotionen in der pragmatistischen Tradition. In: Annette Schnabel/ Rainer Schützeichel (Hg.): *Emotionen, Sozialstruktur und Moderne*. Wiesbaden: VS.
- Scheff, Thomas J. (1994): *Microsociology. Discourse, Emotion, and Social Structure*. Chicago: University of Chicago Press.
- Scheff, Thomas J. (2000): Shame and the Social Bond. In: *Sociological Theory* 18(1): 84-99.
- Scheff, Thomas J. (2005): Looking-Glass Self: Goffman as Symbolic Interactionist. In: *Symbolic Interaction* 28(2): 147-166.
- Schubert, Hans-Joachim (1995): *Demokratische Identität. Der soziologische Pragmatismus von Charles Horton Cooley*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schubert, Hans-Joachim (1998): Introduction. In: Charles Horton Cooley: *On Self and Social Organization*. Hg. von Hans-Joachim Schubert. Chicago: The University of Chicago Press, S. 1-31.
- Schubert, Hans-Joachim (2006): The Foundation of Pragmatic Sociology – Charles Horton Cooley and George Herbert Mead. In: *Journal of Classical Sociology* 6(1): 51-74.
- Wiley, Norbert (2011): A Mead-Cooley Merger. In: *The American Sociologist* 42(2-3): 168-186.